

(Nachdruck verboten.)

12]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Neunzehntes Kapitel.

In dieser Seelenstimmung befand sich Rechljudow nach seinem Austritt aus dem Gerichtssaal. Er saß im Geschwornenzimmer am Fenster, hörte die Gespräche mit an, die um ihn geführt wurden, und rauchte ohne Unterbrechung.

Der lustige Kaufmann empfand augenscheinlich innige Teilnahme für den Kaufmann Smjellov und seine Art des Zeitvertreibs.

„Ei, Freund, der hat aber tüchtig gebummelt, auf sibirische Art! Wußte auch, wo Barthel den Most holt! Hat sich ein hübsches Ding ausgesucht!“

Der Obmann gab irgend welchen Erwägungen Ausdruck, daß alles auf das Urteil des Sachverständigen ankomme. Peter Gerassimowitsch amüsierte sich mit dem jüdischen Kommiss; beide lachten über etwas. Rechljudow antwortete einfüßig auf die an ihn gerichteten Fragen; er wünschte nur das eine, daß man ihn in Ruhe ließe.

Als der Gerichtskommissar mit dem schiefen Gang die Geschwornen wieder in den Sitzungsaal rief, empfand Rechljudow Angst, als ob er nicht Recht zu sprechen ginge, sondern als ob er vor Gericht geführt würde. Im Grunde seines Herzens fühlte er bereits, daß er ein Nichtswürdiger sei, der sich schämen mußte, den Leuten in die Augen zu sehen; einstweilen aber trat er gewohnheitsmäßig mit seinen selbstgewissen Allüren auf die Estrade, setzte sich auf seinen Platz, den zweiten nach dem Obmann, schlug die Beine übereinander und spielte mit seinem Pincenez.

Die Angeklagten waren auch irgendwohin hinausgeführt und soeben wieder hereingebracht.

Im Saal waren neue Gesichter, nämlich die der Zeugen. Rechljudow bemerkte, daß die Maslowa einigemal hinblinzelte, als könnte sie die Augen von einem aufgedonnerten dicken Weib in Sammet und Seide gar nicht losreißen, die im hohen Hut mit breiter Schleiße und eleganter Arbeitstasche an dem bis zum Ellbogen nackten Arm in der ersten Reihe vor der Barriere saß. Das war, wie er nachher erfuhr, eine Zeugin, und zwar die Wirtin des Hauses, in dem die Maslowa gewohnt hatte.

Es begann das Verhör der Zeugen: Name, Konfession und so weiter. Dann, nach Verhör der Parteien: wie sie die Vernehmung wünschten, ob unter dem Eide oder nicht, kam wieder, mühsam die Beine bewegend, derselbe alte Geistliche heran, legte wieder eben so das goldene Kreuz auf dem seidenen Bruststeinsatz zurecht und nahm mit derselben Ruhe und Zuversicht den Zeugen und den Sachverständigen den Eid ab. Als die Vereidigung zu Ende war, wurden alle Zeugen, mit Ausnahme einer einzigen, der Sitajewa, der Wirtin Maslowas, fortgeführt. Man fragte sie, was ihr von der Sache bekannt wäre; die Sitajewa erzählte mit falschem Lächeln, bei jeder Bemerkung den Kopf unter den Hut verjerkend, mit deutschem Accent ausführlich und klar folgendes:

Vor allem wäre der bekannte Korridorbediente Simon Staritsin zu ihr gekommen, um die Ljubjascha zu holen. Einige Zeit darauf sei Ljubjascha mit dem Kaufmann zurückgekehrt. Der Kaufmann war bereits in Ekstase — sagte sie ein wenig lächelnd — und fuhr auch bei uns fort zu trinken und andre freizuhalten. Aber da er nicht genügend Geld bei sich hatte, schickte er die Ljubjascha, für die er „ein gewisses Vorliebe“ empfand, in sein Zimmer, sagte sie und schaute nach der Angeklagten hin.

Es kam Rechljudow so vor, als wenn die Maslowa bei diesen Worten lächelnde, und dieses Lächeln erschien ihm abscheulich. Ein seltsames, unbestimmtes Gefühl von Ekel, untermischt mit Mitleid, stieg in ihm auf.

„Und welchen Eindruck haben Sie von der Maslowa erhalten?“ fragte errötend und verlegen ein Gerichtskandidat, der Maslowas vom Gericht ernannter Verteidiger war.

„Den allerbesten,“ erwiderte die Sitajewa. „Sie ist ein gebildetes Mädchen und hat Ehre. Ist in seine Familie gezogen und konnte französische Geschichten lesen. Traut sich

bisweilen ein wenig viel, aber wußte immer, was sie that. Ein ganz gutes Mädchen.“

Sitajescha sah die Wirtin an, aber dann wandte sie plötzlich den Blick auf die Geschwornen und ließ ihn auf Rechljudow ruhen, und ihr Gesicht wurde ernst und sogar streng. Das eine Auge schielte. Ziemlich lange waren diese beiden seltsam dreinschauenden Augen auf Rechljudow gerichtet; er aber konnte trotz der Angst, die ihn ergriff, seinen Blick von den schielenden Augen mit hellweißer Augenhaut nicht abwenden. Ihm kam jene scheeliche Nacht wieder ins Gedächtnis mit dem Eisgange und dem Nebel.

„Sie hat mich erkannt!“ dachte er und zog sich unwillkürlich zusammen, als erwarte er einen Schlag. Aber sie hatte ihn nicht erkannt, sondern senkte schwer und begann wieder den Vorsitzenden anzublicken. Rechljudow senkte ebenfalls. „Ach wenn es doch schneller ginge,“ dachte er und hatte dabei ein Gefühl, wie auf der Jagd, wenn es einen angeschossenen Vogel totzuschlagen galt; dann war ihm häßlich, weh und ärgerlich zu Mute. Nicht völlig getötet schlug der Vogel in der Jagdtasche mit den Flügeln; und dem Jäger ward widerwärtig und weh, und er wollte das Tier gern schnell töten und vergessen.

Solch gemischtes Gefühl empfand jetzt Rechljudow während des Zeugenverhörs.

Zwanzigstes Kapitel.

Aber wie um ihn zu ärgern zog sich die Verhandlung in die Länge. Nach dem Einzelverhör der Zeugen und der Sachverständigen und nach all den, wie gewöhnlich, mit wichtiger Miene vorgetragenen, unnötigen Zwischenfragen des stellvertretenden Staatsanwalts und der Verteidiger, machte der Vorsitzende den Geschwornen den Vorschlag, einige wesentliche Beweisstücke in Augenschein zu nehmen, die aus einem Ring von ungeheuren Umfang mit Brillantenrosette bestanden, der auf einem sehr dicken Zeigefinger gefesselt hatte, und einem Reagensgläschen, in dem das Gift untersucht war. Die Gegenstände waren versiegelt und mit Etiketten versehen.

Die Geschwornen schickten sich schon an, die Dinge zu besichtigen, als der Staatsanwalt wieder aufstand und vor der Augenscheinnahme der Beweisstücke die Verlesung des ärztlichen Obduktionsberichts verlangte.

Der Vorsitzende, der die Verhandlung wegen seines Kneidezorns mit der Gouvernante möglichst beschleunigte, wußte zwar sehr gut, daß die Verlesung dieses Schriftstücks kein andres Resultat haben konnte, als daß man sich langweilte und das Mittagessen hinausgeschoben wurde, und wußte auch, daß der Staatsanwalt diese Verlesung nur deshalb forderte, weil er das Recht dazu hatte; aber er konnte sich trotzdem nicht weigern und gab seine Einwilligung. Der Gerichtskandidat holte die Akten hervor und begann mit seiner verzagten, das „A“ und „r“ rollenden Stimme zu lesen.

Die äußere Besichtigung ergab folgendes:

1. Größe Therapont Smjellows: 2 Arschin 12 Werschok (1,95 Meter).

„Ein ganz gesunder Junge,“ flüsterte der Kaufmann Rechljudow wehmütig ins Ohr.

2. Das Alter, dem äußern Aussehen nach, etwa vierzig Jahre.

3. Der Leichnam sah aufgedunsen aus.

4. Die Epidermis überall grünlich, stellenweise von dunkeln Flecken unterlaufen.

5. Die Lederhaut ist an der Oberfläche des Körpers in Blasen verschiedener Größe aufgetrieben, stellenweise hat sie sich gelöst und hängt in großen Fetzen herab.

6. Das Haar ist dunkelblond, bei der Berührung löst es sich leicht von der Haut.

7. Die Augen sind aus den Höhlen getreten; die Hornhaut ist trübe.

8. Aus der Nasenöffnung, aus beiden Ohren und der Mundhöhle fließt eine schaumige, blutige Flüssigkeit; der Mund ist halb geöffnet.

9. Vom Halse ist fast nichts zu sehen infolge der Aufblähung des Gesichts und der Brust.

10. Und so weiter, und so weiter.

Auf vier Seiten in 28 Punkten folgte auf diese Weise

die Beschreibung aller Einzelheiten der äußeren Untersuchung des schrecklichen, ungeheuren, dicken, und noch dazu aufgedunsenen, in Zerfetzung befindlichen Leichnams des Kaufmanns, der sich in der Stadt belustigt hatte. Das Gefühl unbestimmten Erfels, welches Rechljudow empfand, wurde beim Verlesen dieses Obduktionsberichts noch verstärkt. Stajuschas Leben, die aus der Nasenhöhle ausgetretene blutige Flüssigkeit, die aus den Höhlen gequollenen Augen, seine ganze Handlungsweise an ihr — alles das sah ihn auf ein und dasselbe hinzudeuten; er war auf allen Seiten von diesen Dingen umringt und in Anspruch genommen.

Als endlich die Verlesung der äußeren Besichtigung beendet war, senkte der Vorsitzende schwer und erhob den Kopf, in der Hoffnung, daß jetzt der Schluß käme, aber der Sekretär begann alsbald auch das Ergebnis der inneren Besichtigung zu verlesen.

Der Vorsitzende senkte wieder den Kopf, stützte ihn in eine Hand und schloß die Augen. Der Kaufmann neben Rechljudow erwehrete sich nur mühsam des Schlags und schaukelte bisweilen hin und her; die Angeklagten saßen ebenso wie die Gendarmen hinter ihnen unbeweglich da.

Die innere Besichtigung ergab, daß:

1. Die häutige Schädeldecke sich leicht vom Schädelknochen lösen ließ, und ein Bluterguß nirgend wahrzunehmen war.

2. Der Schädel ist von mittlerer Dicke und umverehrt.

3. Auf der äußern, harten Hirnhaut sind zwei kleine Pigmentflecke, ungefähr vier Zoll groß vorhanden; die Hirnhaut selbst weist matthläbliche Färbung auf, und so weiter, und so weiter, nach 13 Punkte.

Dann folgten die Namen der Anatomiebediener und die Unterschrift und Schlußbemerkung des Arztes, aus der hervorging, daß die bei der Sektion gefundenen und im Protokoll beschriebenen Veränderungen im Magennieren, im Darm und in den Nieren Recht zu der Annahme gäben, daß Smjeltkows Tod höchstwahrscheinlich infolge von Gift eingetreten sei, das ihm mit geistigen Getränken in den Magen eingeführt worden. Aus den im Magennieren und in den Gedärmen vorhandenen Veränderungen bestimmte Schlüsse auf die Art des in den Magen eingeführten Gifts zu ziehen, war schwer; dafür aber, daß das Gift zugleich mit geistigen Getränken eingeführt worden, sprach der Umstand, daß in Smjeltkows Magen eine große Menge Spirituosen vorgefunden war.

„Scheint ein feister Trinker gewesen zu sein“, stüsterte wieder der plötzlich erwachte Kaufmann.

Die Verlesung dieses Protokolls dauerte ungefähr eine Stunde; indessen hatte der Staatsanwalt noch nicht genug an ihr. Als die Verlesung des Protokolls beendet war, wandte sich der Vorsitzende an ihn:

„Ich denke, die Akten über die Eingeweide-Untersuchung brauchen wir nicht verlesen zu lassen.“

„Ich möchte doch bitten, das Ergebnis der Untersuchung zu verlesen,“ sagte der stellvertretende Staatsanwalt, ohne den Vorsitzenden anzusehen. Dabei erhob er sich leicht in der Hüfte und gab durch den Ton seiner Stimme zu verstehen, daß die Forderung dieses Verlesens ein Recht sei, daß er dieses Recht nicht preisgeben würde, und daß die Verweigerung ein Grund zur Kassation wäre.

Das Gerichtsmitglied mit dem großen Barte und den nach unten gezogenen Augen, welches am Startarrh litt, fühlte sich sehr schwach und wandte sich an den Vorsitzenden:

„Wozu soll die Verlesung stattfinden? Das zieht die Sache nur in die Länge. Diese neuen Besen lehren nicht besser, sondern nur länger.“

Der Richter mit der goldnen Brille sagte gar nichts und starrte finster und entschlossen vor sich hin, da er weder von seiner Frau noch vom ganzen Leben etwas Gutes erwartete.

Dann begann die Verlesung der Akten:

„Am 15. Februar des Jahres 188° habe ich Endesunterzeichnet im Auftrage der medizinischen Abteilung unter Nr. 638“, begann der Sekretär mit Entschlossenheit und erhöhte den Tonfall seiner Stimme, als wünsche er die Milderkeit zu verschonen, die alle Anwesenden bedrückte, „in Gegenwart des Gehilfen des Medizinalinspektors eine Untersuchung folgender Eingeweide vorgenommen:

1. Der rechten Lunge und des Herzens (in einem Sechspfund-Glashafen).
2. Des Mageninhalts (in einem Sechspfund-Glashafen).
3. Des Magens selbst (in einem Sechspfund-Glashafen).
4. Der Leber, Milz und der Nieren (in einem Dreipfund-Glashafen).

5. Der Gedärme (in einem Sechspfund-Thonhasen).“

Der Vorsitzende hatte sich bei Beginn dieser Verlesung zu einem der Gerichtsmitglieder hingebeugt und etwas ge-flüstert; dann that er dasselbe bei den andern, und als er eine zustimmende Antwort erhalten, unterbrach er die Verlesung an dieser Stelle.

„Der Gerichtshof erklärt die Verlesung dieser Akten für überflüssig,“ sagte er.

Der Sekretär verstummte und legte die Akten zusammen, während der stellvertretende Staatsanwalt wütend etwas niederzuschreiben begann.

„Die Herren Geschwornen können die Beweisstücke in Augenschein nehmen,“ sagte der Vorsitzende.

Der Obmann und einige Geschworne erhoben sich linksich, wußten nicht recht, wo sie mit ihren Armen bleiben sollten, traten an den Tisch heran und besahen der Reihe nach den Fingerring, die Glashafen und das Reagenzglaschen. Der Kaufmann probierte den Ring sogar auf seinem Finger an.

„Ein tüchtiger Finger das,“ sagte er, auf seinen Platz zurückgekehrt. — „Wie eine stattliche Gurke,“ fügte er hinzu und ergöhte sich augenscheinlich an der Vorstellung eines Becken, die er sich von dem vergifteten Kaufmann gemacht hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als die Besichtigung der Beweisstücke beendet war, erklärte der Vorsitzende die gerichtliche Untersuchung für geschlossen und erteilte unverzüglich, da er mit der Sache bald fertig sein wollte, dem Ankläger das Wort, in der Hoffnung, daß das auch ein Mensch sei, der rauchen und zu Mittag essen wollte und mit ihnen Erbarmen haben würde. Aber der stellvertretende Staatsanwalt hatte weder mit sich noch mit andern Mitleid. Als ihm das Wort erteilt war, stand er langsam auf, ließ seine groziöse Gestalt vollständig sichtbar werden, stützte sich mit beiden Händen auf das Pult, neigte den Kopf ein wenig vor, blickte im Saale umher, wobei er es vermied, die Angeklagten anzusehen, und fing an:

„Die That, die Ihnen, meine Herren Geschwornen, hier vorliegt,“ begann er seine, während der Verlesung der Protokolle und Akten vorbereitete Rede, „ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein charakteristisches Verbrechen.“

Die Rede eines Staatsanwalts mußte seiner Meinung nach Bedeutung für die Allgemeinheit haben, gleich den berühmten Reden, welche berühmte Advokaten gehalten hatten. Allerdings saßen als Zuhörer nur drei Weißbilder da; eine Näherin, eine Köchin und Simou Kartinkins Schwester nebst einem Kutsher; aber das hatte nichts zu sagen. Alle berühmten Männer halten so begonnen. Seine, des Staatsanwalts Regel bestand darin, stets auf der Höhe der Situation zu sein, das heißt: tief in die psychologische Bedeutung eines Verbrechens einzudringen und die Eiterbenken der Gesellschaft bloßzulegen.

„Sie haben vor sich, meine Herren Geschwornen, ein charakteristisches *fin de siècle*-Verbrechen, wenn ich mich so ausdrücken darf, das gewissermaßen spezifische Züge der Grundercheinung jener Zerfetzung an sich trägt, welcher in unsrer Zeit diejenigen sozialen Elemente anheimfallen, die sozusagen in den Brennpunkt dieses Prozesses gerückt sind . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Unser Blumenfenster.

Der Blumentopf ist heute ein, man möchte sagen, notwendiger „Anstrückungsgegenstand“ des Fensters geworden. Aber leider wird in der Pflege oft auch nur das Allernotwendigste gethan; das liegt einerseits an dem Mangel an Zeit, andererseits ist es dem Unbemittelten verlag, sich teure Bücher über die Pflege der Zimmerpflanzen anzuschaffen. Die folgenden Zeilen sollen in erster Linie diesen letzteren zu gute kommen.

Die Hauptbedingung für ein gesundes Pflanzenleben im Zimmer ist natürlich das Licht, ohne welches überhaupt keine Pflanze fortlebt. Dieses muß daher in ausreichendem Maße vorhanden sein, wenn die Pflanzen nicht in kurzer Zeit verkümmern sollen. Ebenso notwendig ist die Luft. Folgende allgemeine Regeln der Blumenpflege möge daher jeder Besitzer sorgfältig beachten: Gib Deinen Pflanzen reichlich Luft und Licht. Auch spare im Sommer mit dem Wasser nicht, und zwar begieße sie in dieser Jahreszeit am Abend, wogegen im Winter eine verminderte Wasserzufuhr gegen Morgen am besten ist. Auch führe den Pflanzen Wasser vor Augen zu, indem Du ihre Blätter abwäscht, oder aber, was noch besser ist, bediene Dich einer Blumenspritze. Wo solche nicht vorhanden ist,

genügt ein feines Haarsieb, über dessen Drahtboden man eine in Wasser getauchte Bürste stricht. Ein Spritzguß dieser Art befördert das Wachstum ungemein, die Blätter nehmen dabei ein frischeres Grün an. Einen solchen Guß giebt im Sommer drei- bis viermal täglich, im Winter nur einmal und zwar morgens.

Die Anzucht von Pflanzen geschieht am besten aus Samen. So großgezogene Pflanzen bringen einen reicheren Blütenflor als Ableger oder Sauter. Bei der Aussaat ist folgendes zu beachten: Alle Samen dürfen nur mit einer Schicht Erde von ihrer Stärke bedeckt werden. Eine dichte Aussaat ist zu vermeiden, da die aufgehenden Pflanzen sonst zu dünn und spindelig werden. Samen mit harter Schale legt man vorher in eine nicht zu starke Lösung von Vullrich-Salz oder verdünnter Schwefelsäure (1 Tropfen in 100 Tropfen Wasser). Nach der Aussaat spritze man in der oben angegebenen Weise die Erde ziemlich stark, damit sie sich an die ihr anvertrauten Samen anschließt. Dann bedede man den Topf mit einer Glascheibe und stelle ihn an einen möglichst kühlen Ort.

Sobald die Samen aufgehen, d. h. wenn sich die ersten Blätter zeigen, gewöhne man die jungen Pflänzchen nach und nach an die frische Luft und bedede die Scheiben gänzlich ab, wenn sie diese erreichen. Nachdem die Pflanzen vier bis fünf Blätter bekommen haben, topft man sie aus und setzt sie in einen Topf mit nahrhafter Gartenerde von einem oberen Durchmesser von 12 Centimeter, und zwar 3—4 Stück. Sodann stellt man ihn dunkel, überbraust die Pflänzchen einmal, läßt ihn ruhig bis zum nächsten Morgen stehen, wo er dann an das Licht und die Luft gebracht wird. Es empfiehlt sich, das Austopfen am Nachmittag vorzunehmen. Unter dem Einflusse von Luft und Licht werden die Pflanzen schnell emporkriechen und bald eine Pflanze für Fenster und Wohnung sein.

Wer die Mühe nicht scheut, versuche es einmal mit Palmen, die man ebenfalls aus Samen erziehen kann. Für eine trockene Luft, wie sie im Zimmer häufig herrscht, paßt am besten die *Areca* *Corypha* und *Pritchardia*-Palme. Die Samen, die in jeder besseren Samenhandlung vorrätig sind, und im Februar—April aus ihrem Vaterlande eintreffen, säe man im letztgenannten Monat in einem kleinen Topf aus, der mit Sägespänen und Sand gefüllt ist, und stelle ihn an einen geschützten warmen Ort. Wenn der Keim aus der Erde hervorkriecht, nimmt man ihn sorgfältig heraus und steckt ihn etwa einen Fingerbreit tief in einen Topf mit sandiger Heide- und Kofenerde. Diese ist mäßig feucht zu halten und sollte nur mit lauwarmem Wasser gegossen werden. Das Abzugsloch des Topfes bedede man mit einer Anzahl klein geschlagener Topfscherben, über die man noch eine Schicht Holzsohlenbroden legt; dann kommt erst die Erde.

Sobald die ersten Blättchen erscheinen, trage man Sorge für eine ausreichende Bewässerung, auch vergesse man niemals, eine gründliche Abwaschung der Blätter (sobald sie groß geworden) mit abgekandem, angewärmtem Wasser vorzunehmen; das ist das sicherste Mittel zur Verhütung von Insektziefen, das sich sonst geru auf Palmen einfindet. Junge wie ältere Palmen schütze man sorgfältig vor Zugluft, die sie ebensowenig wie häufige Standortveränderungen vertragen können. Falls das Wachstum keine größeren Fortschritte macht oder aber der Topf schon vollständig mit Wurzeln ausgefüllt ist, verpflanze man die Palmen in einen andern Topf, den man mit einem oben beschriebenen Abzug versieht. Vor dem Einsetzen in frische Erde entferne man die alle aus den Wurzeln, indem man mittels eines spitzen Hölzchens die Wurzeln entwirrt, ohne sie jedoch zu verletzen. Auf diese Weise behandelte Palmen werden wie andre Pflanzen eine Gewähr bieten für gutes Gedeihen. Die Hauptbedingungen für eine „rationelle“ Palmenzucht sind natürlich: Luft, Licht, Sonne und — Zeit!

Bisher haben wir uns nur mit der Aussaat und Anzucht befaßt. Wie behandelt man aber sogenannte Zwei- und mehrjährige Pflanzen? Alle Pflanzen dieser Art (*Azalee*, *Myrte*, *Fuchsia* etc.) müssen im Winter kühl stehen, was für ein gutes Gedeihen im Sommer ziemlich unerlässlich ist. Man meine aber nicht etwa, daß im Winter eine Aufstellung auf dem Kaminbrett das richtige ist. Weit gefehlt! Diese Art „Winterfrische“ ist nur dann zulässig, wenn die Pflanzen sorgfältig in Stroh eingewickelt werden. Steht keine kühle Stube oder ein mit einem Fenster versehenen Keller zur Verfügung, dann muß es freilich auch so gehen! Eine sichere Garantie für neues Blühen und Gedeihen im Sommer bietet nur ein helles frostfreies Zimmer.

Ist der Topf vollständig mit Wurzeln ausgefüllt, so ist ein Umsetzen in einen größeren Topf mit nahrhafter Erde unerlässlich. Selbstverständlich ist diese Prozedur nur vor dem Ausstreifen resp. dem Ansetzen von Knospen anzuwenden. So bei der *Azalee* im Dezember, *Myrte* im April, *Fuchsia* im März. Die Art und Weise des Umsetzens ist sehr einfach und braucht hier nur kurz erläutert zu werden. Vorerst wähle man sich einen passenden Topf aus, den man von allem anhaftenden Säumig befreit. Dann bedede man das Abzugsloch, das jeder Topf unbedingt haben muß, mit einer etwa zollhohen Lage kleingelagerter Topfscherben. Hierauf thut man ungefähr eine Handvoll derjenigen Erdmischung hinein, die die Pflanze zuerst besaß. Wir wollen der leichteren Verständlichkeit halber annehmen, daß jene Handvoll genug gewesen sei. Man hält dann die Pflanze, nachdem man sie aus dem alten Topf herausgehoben hat, in den neuen hinein, drückt sie sanft in die unten befindliche Erde ein und füllt nun den Rand herum ebenfalls mit Erde aus, die man leicht fest drückt. Nachdem dies geschehen, gießt man mit einem starken Strahl

Wasser immer am Rand herum, damit sich die neue Erde an den Wurzelballen fest anschließt. Sodann stellt man die Pflanze dunkel bis zum andern Morgen.

Schließlich sei noch der Vermehrung der Pflanzen durch Ableger oder Stecklinge gedacht. Ableger von holzigen Pflanzen stecke man in starkandige Erde, von krautigen Pflanzen in reinen Sand, den man regelmäßig besenztet und bedeckt den Topf mit einer Glasglocke. Ein Spritzguß trägt sehr zur Beförderung der Wurzelbildung bei.

Von einigen Pflanzen bewurzelt sich der Ableger am besten im Wasser, z. B. von *Oleander*. Nach der Wurzelbildung pflanz man den Steckling in kräftige Erde aus, wo er bald zu einer stattlichen Pflanze heranwächst. — H. R.

Kleines Feuilleton.

g. Zu den Feiertagen. „Na, Fräulein Anna, was giebt es denn? Kommen Sie nur herein!“

Das junge Mädchen, welches eben schon zurückgewichen war, öffnete die Thür von neuem, steckte aber nur den Kopf durch den Spalt: „O, ich kam ja warten, so wichtig ist es nicht. Ich wußte nicht, daß gnädige Frau Mittagsruhe halten.“

„Na, ich war gerade aufgewacht. Was ist denn los? Haben die Kinder mal wieder ein Anliegen?“

„Nein, nein, gnädige Frau, die Kinder nicht, ich wollte nur, — ich möchte — ich —“ sie brach ab, ein glühendes Rot färbte ihre Wangen, verlegen drehte sie das Briefblatt in der Hand.

„Ich — ich — meine Mutter — sie hat geschrieben, sie feiern doch die — die silberne Hochzeit zu Ostern und nun — nun — ach Mama läßt bitten, ob — ob ich nicht Urlaub bekommen kann dazu . . .“

„Zu den Feiertagen?“ Die Dame wandte den Kopf und maß die Sprecherin von oben bis unten.

Das junge Mädchen erröthete von neuem: „Mama meint, gnädige Frau würde es doch gewiß erlauben, es ist doch solch ein seltenes Fest und —“

„Aber zu den Feiertagen — Fräulein Anna, zu den Feiertagen? Ueberlegen Sie doch mal — das geht nicht.“

„Ich würde Montagnachmittag zurück sein.“

„Und wer paßt am Sonntag auf die Kinder auf? Sie haben wohl unser Diner vergessen? Wer beschäftigt mir Hans und Friedchen?“

„O wenn gnädige Frau mir darum sorgen —“, die Augen des jungen Mädchens leuchteten auf. „Ich habe schon mit Marie gesprochen, sie will mich vertreten und dann auf ihren Ausgehtag verzichten . . .“

„Das wird Marie ohnehin müssen — oder glauben Sie vielleicht, ich soll die Tafel decken und nachher den Kaffee präsentieren? Im übrigen verbitte ich es mir, daß Sie mit den Diensthoten Verhandlungen treffen. Ein Kinderfräulein aus guter Familie und kräftig mit dem Hausmädchen, schämen Sie sich!“

Die Geschlossene senkte demüthig das Haupt: „Ich wollte ja nur — ich dachte . . .“ und dann plötzlich mit lebendem Ton: „Ich könnte ja auch schon am Sonntagabend zurückkommen, gnädige Frau, um Sieben geht ja noch ein Schnellzug von Angermünde nach Berlin.“

„Damit Sie zurück sind, wenn die Arbeit hier gethan ist, nicht wahr? Sie sind sehr aufmerksam gegen Ihre Herrschaft — wirklich, sehr aufmerksam!“

„Ich war so lange nicht zu Haus — das junge Mädchen schluchzt auf — ein ganzes Jahr hab ich die Eltern nicht gesehen.“

„Ja, wenn Sie das nicht wollen, müssen Sie nicht in Stellung gehen — Na und nun auch noch Thränen?“ Die Dame erhob sich, „Wissen Sie, seien Sie doch nicht kindisch, die silberne Hochzeit wird auch ohne Sie gefeiert. Ob Sie dabei sind oder nicht. Gehen Sie lieber an Ihre Arbeit.“

„Und könnte ich denn nicht Sonnabend fahren, und Sonntag mittag zurück sein? Nur, daß ich den Eltern morgens gratulieren kann. Ach, wenn gnädige Frau doch gestatten wollten . . .“ sie trat näher und hob bittend die Hände, „es ist ja auch nur — weil — weil — Papa — ist krank — und wer weiß, ob er noch lange bei uns ist — es ist ja auch gar keine Feier weiter, nur — nur ich möchte ihn doch gern noch mal wiedersehen.“

„Ach Fräulein Anna, das wird schon nicht so schlimm sein, solch alter Herr hat ja bald mal was. Wenn Sie mich jetzt überhaupt nicht in Ruhe lassen, können Sie schon heut fahren — aber Sie brauchen gar nicht wiederkommen.“

„O, gnädige Frau!“

„Na ja, das wollen Sie auch wieder nicht, das sollen Sie ja auch nicht — lassen Sie nur das Weinen! Ich bin doch nicht so schlimm. Wenn wir Pfingsten an die See gehen, fahren wir ja doch über Angermünde, dann werden Sie Ihre Eltern ja auf dem Bahnhof begrüßen können, also beruhigen Sie sich doch nur. Und keine betrübteten Gesichter, hören Sie — das stört meine Gemüthlichkeit — und gemüthlich will ich es haben zu den Feiertagen.“ —

Musik.

Was es heißt, eine neue Oper nach einmal Hören beurtheilen zu sollen, vielleicht gar, wenn man das Textbuch erst kurz vor dem Aufgehen des Vorhanges zur Hand genommen, das wurde mir nicht bald so klar wie vorgefieri, als im *Opernhaus* die *Revital* von

Ferdinand Hummel „Die Weichte“, Dichtung von Axel Delmar, von großem Ehrenbeifall gefolgt, wie eine plötzliche Vision an uns vorüberstrahlte. Und dabei beschränkt sie sich sogar auf einen, nicht einmal langen Aufzug. Aber vor allem giebt das Textbuch des uns vom „Häselich“ und vom „König Drosselbart“ her bekannten Dichters im Anfang nicht wenig Nüsse zu knaden. Im Anfang — dem schließlich entpuppt sich auch dieser so sehr „ausgefallene“ Text als etwas recht Einfaches und aus Allgewohntem Zusammengesetztes. Er könnte ganz wohl irgend einer romanischen Novelle der Renaissancezeit entnommen sein. Wir sehen eine Felsenhöhle am portugiesischen Meeresufer (in fesselnder dekorativer Einrichtung von Herrn Brandt); in ihr ist der wohl schon längst als heiliger Mann verehrte Eremit Jacinto dem Sterben nahe. Aus wilder Verzweiflung heraus sehnt er sich nach einem ruhigeren Ende: „Möcht' ruh'n, möcht' ruh'n, wo Vogelchor priesterlich schwellende Walddom-Choräle —“ (!). Nun kommen zu ihm der Mönch Manoel und die junge Beata, die anscheinend nur seinen Segen will, während jener auf Jacintos Weichte seiner Sünden wartet, um deren Willen allein Manoel Priester geworden. Allein Jacinto will sich nur Beaten offenbaren, die ihm als Erinnerung seiner Jugend erscheint. Da verwandelt sich die Scene in das Bild der „Weichte“. Es ist zwanzig Jahre früher. Jacinto hatte Manoels damalige Gattin Beata geliebt und verlassen; ein Jahr später folgte sie ihm verzweifelt in seine Höhle nach, er aber bleibt bei seinem Palmieren, und sie stürzt sich in den Abgrund, nachdem sie ihm noch von der Frucht ihrer Liebe berichtet hat. Das Erinnerungsbild entschwindet, und Jacinto stirbt an der Seite der jetzigen Beata, seiner Tochter. — Es scheint uns dringend nötig, das Recht des Dichters auf eine solche Erinnerungsscene mit aller Entschiedenheit zu verteidigen. Sie ist ein Produkt der dichterischen Einbildungskraft, mit allem Anrecht dessen, was als „poetische Oekonomie“ bezeichnet werden darf. Der Versuch einer Frage, ob etwa Jacinto diese Scene im Fieberwahn noch einmal erlebt oder dergleichen (wie es in einem der kritischen Berichte über diese Oper vorkommt), heißt doch, die Phantasie einem ganz andren Reich unterwerfen als eben dem der Kunst.

bleibt vorläufig noch die vorletzte Frage, ob auch die „musikalische Oekonomie“ zureicht. Darüber zu entscheiden, ist nicht leicht. Herr Ferdinand Hummel (geb. 1855) hat sich erst als Harfenwunderkind und dann durch zahlreiche Kompositionen, unter denen besonders Märchendichtungen für dreistimmigen Frauenchor und Solo gerühmt werden, die aber in unsren Konzertsälen nicht recht heimisch sind, bekannt gemacht. Seine Musik zur „Weichte“ beginnt, ohne eigentliche Ouverture, mit einer kurzen dumpf wogenden, vielleicht als eine modernisierte „Zingals-Höhle“ zu deutenden Einführung und erhebt sich dann sofort zu hoher dramatischer Aufgeregtheit, die etwas gar häufig in dem Entsetzen eines Bedenkschlages gipfelt. Dieser Verzicht auf die Möglichkeit allmählicher Steigerung, dieser Siedegrad von Anfang bis zu Ende scheint nun nicht gerade die glücklichste musikalische Oekonomie zu sein, zumal weil sich schließlich jenes Erinnerungsbild recht wenig vom übrigen Verlauf abhebt. Dazu kommt nun noch eine gewisse Gleichförmigkeit der Kompositionsweise: vorwiegend handelt es sich um Gänge nach aufwärts, denen eine schmachtende höhere Wechselnote aufgesetzt ist, gefolgt von Schritten nach abwärts. So erscheinen die Hauptthemen — Liebsthema, „in jungen, jungen Jahren war's“, „Es brach der laute Frühling an“ — einander ziemlich ähnlich, soweit eben der einmalige Eindruck zur Vergleichung zureicht. Im Gegensatz dazu ist der Stelle, die erst Jacintos Widerwillen gegen eine gewöhnliche Weichte und dann ihren Gesang durch ein Phantasiebild rechtfertigt: „Hast Du wie ich den Herrn erichaut und einzig ihm Dich anvertraut, vertraust Du nicht mehr Menschenbren!“ eine ganz andersartige Betonung gewidmet, ein etwas herbess Quintenmotiv, origuuell, so weit man nicht die Reminiszenz an H. Wagners Thorenmotiv im „Parifal“ pressen will. Auch die fast ohne Begleitung gesungenen Worte in der Weichtescene, mit denen Jacinto Beaten als Weib des Manoel juridifließt, und manche der stehenden Worte dieser sind anziehend vertont. Im ganzen kann nicht eben von viel Erfindungskraft, noch auch von einem besonderen Wert der Musik für Weiterentwicklung unsrer Kunst gesprochen werden — höchstens daß man noch das diskrete Maß, mit dem sich der Komponist auf kleine Textwiederholungen einläßt, als nachahmungswürdig hinstellen kann.

Letzte Frage: Wie weit haben uns Ausstattung und Darstellung die künstlerische Oekonomie jener Phantasiescene glaubhaft gemacht? Die erstere war einer großen Wüste ganz unwürdig. Auffsteigende und sich listende Nebel durch so nüchternen Vorhangschiebereien wiederzugeben, wie es hier geschah, würde auch in der Provinz lächerlich wirken. Ferner sollte der Komponist aufgefordert werden und sich auch entschließen, die Zwischenmusik bei der Zurückverwandlung des Nebelbildes in die ursprüngliche Scene entweder zu verlängern oder — wie es in Bayreuth einmal zur Ausgleichung eines Zeitums geschah — wiederholen zu lassen: sie ist so kurz, daß man Manoel und Beata eben erst wieder antreten sah. Weit höher stand die persönliche Darstellung. Das mimische und sangstechnische Können einer so vornehmen Künstlerin, wie es Frau Göhe ist, machte die Doppelrolle der beiden Beaten zu einer durchaus sehens- und hörenswerthen Erscheinung. Auch die Herren Berger und Philipp legten in ihre Rollen den besten Eifer hinein, nur

daß letzterer als Jacinto schauspielerisch glücklicher war als gesanglich.

Und wem er abgesagt hätte?! Nachher war der „Evangelismann“ angelegt; aber Herr Schwa wurde heiser, und Gesang für ihn gab's wohl nicht. Da mußten „Häsel und Gretel“ helfen. Wenn als Häsel Fel. Rothauer mit Fel. Krainz gut alternieren konnte, warum hatte man dann keine Alternierung für Herrn Schwa bereit? —

Technisches.

— Widerstandsfähigkeit der Metalle gegen technische Flüssigkeiten. Die Techn. Rundschau schreibt: H. Gavalowski veröffentlicht in der „Zeitschrift für analyt. Chemie“ eine Untersuchung über die Schnelligkeit, mit der die wichtigsten in der Technik verwandten Metalle von einigen Flüssigkeiten angegriffen werden, wobei immer zu berücksichtigen ist, daß diese Flüssigkeiten zum Teil ihr Zerstörungswert gemeinsam mit dem Sauerstoff der Luft ausüben. Die Flüssigkeiten waren Rohpetroleum, Mineral-schmieröl, raffiniertes Nüßöl, saure vergohrene Maische und Aprop. Essig. Rohpetroleum greift am stärksten das Blei, die Phosphorbronze und das Zinn an, weniger stark das Neusilber, Messing und Eisen, gar nicht das Kupfer, Aluminium, Nidel und Zinn. Schmieröl greift Phosphorbronze, Aluminium und Zinn am meisten an; besser halten sich Zinn, Nidel und Neusilber, und gar nicht angegriffen werden Blei, Kupfer, Eisen und Messing. Nüßöl wirkt sehr stark auf Kupfer und Phosphorbronze ein, fast ebenso Messing, Neusilber und Zinn, sehr wenig auf Nidel und Blei, auf Eisen und Zinn fast gar nicht, und Aluminium überhaupt nicht. Wir wollen die einzelnen Feststellungen nicht alle aufzählen, sondern nur als Ergebnisse der dankenswerten Versuche zusammenstellen, daß sich zur Anfertigung von Rohrleitungen, Betriebs- und Aufbewahrungsgefäßen von Rohpetroleum hauptsächlich Kupfer, Nidel, Aluminium, Zinn und auch Eisen eignen; für Raffinade-Petroleumbehälter Blei, Kupfer, Eisen, Messing, außerdem Nidel, Zinn und Neusilber; für Nüßölanlagen Aluminium, Eisen, Zinn, auch Blei und Nidel; für die Apparate der Gährungs-gewerbe Zinn, Messing, Phosphorbronze und auch Blei, Nidel und Neusilber; in Essigfabriken aber nur Nidel und Aluminium. —

Humoristisches.

— Bezeichnende Auskunft. Seppel: „Bata, was ist das, a Leibgericht?“
Bauer: „Dös is immer z'wenig.“ —
— Replik. Dame: „Sä sage Ihnen nur: die Ehen werden im Himmel geschlossen.“
Junggeselle: „Deshalb heirate ich auch nicht bei Lebzeiten.“ —
— Beruhigende Auskunft. Gast: „Frau Wirtin, wo bleibt der bestellte Kaffee?“
Sächsische Wirtin: „Gleich, mei' Stutester, mei' Jüngster maßt schon die Bohne.“ —
(„Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Vom Deutschen Theater wurde das fünftägige Drama „Vor Tag“ von Stefan Bacano zur Aufführung angenommen. —
— Rudolf Lothars Maskenspiel „König Harlekin“, dessen Aufführung in Wien von der Censur verboten wurde, wird vom Deutschen Volkstheater-Ensemble bei seinem Berliner Gastspiel im Deutschen Theater in Scene gehen. —
— Tuailons „Amazone“, die vor der Nationalgalerie aufgestellt war, wird zur Weltausstellung nach Paris gesandt, aus derselben Sammlung ferner die Büste Arnold Bödlins von Adolf Hildebrand, die Ludwig Müans-Büste von Otto Lessing und das Madonnenbild von Joseph Schreurenberg. —
— „Pan im Busch“, das Vierbaumische Tanzspiel, das sich mit der Wottlischen Musik andauernd erfolgreich auf dem Repertoire des Karlsruher Hoftheaters erhält, ist für das Münchener Hoftheater angenommen worden. Hierdamm-Quilles „Bobetanz“ wurde von Herrn Hofoperndirektor Mahler für die Wiener Hofoper angenommen. —
— Im Chemnitzer Stadttheater hatte ein Einakter-Exklus „Vox populi“ von Franz Kurz-Elsheim bei seiner Erstaufführung einen lebhaften Erfolg. —
— Ludwig v. Hofmanns großes Gemälde „Die Ur-menschen“, das jetzt in der Wiener Secessions-Ausstellung zu sehen ist, wurde von einem dortigen Privatmann angekauft. —
— Die Pariser „Academie der Medizin“ wählte Prof. Köntgen zum auswärtigen Mitgliede. —
— Der von dem Berliner Geographen-Kongreß auf Vetreiben des Wiener Professors Bend empfohlene Weltkarte im Maßstabe von eins zu einer Million arbeitet die geographische Abteilung der französischen Armee insofern nützlich vor, als sie bereits acht Blätter von einer Karte Asiens in diesem Maßstabe veröffentlicht hat und die Karte zu vervollständigen gedenkt. Die acht Blätter beziehen sich sämtlich auf Ostasien (China, Bladivostok und Korea). —
— Ein Kongreß für christliche Archäologie tritt am 17. April in Rom zusammen. —